

Hans Stumbauer (1911 – 2003) war ein österreichischer Kunsterzieher, Maler und Graphiker aus Rainbach i.M. , desertierte 1943 aus der Deutschen Wehrmacht, ging in den französischen Untergrund und schloss sich Widerstandsbewegungen an. Er schrieb einen langen und beeindruckenden schriftlichen Erlebnisbericht, den er am 5.9.1988 an den Verleger Franz Steinmaßl übermittelte:

„Ich stamme aus Kerschbaum. Mein Vater ist im 1. Weltkrieg umgekommen. Meine Mutter war Obfrau der Katholischen Frauenorganisation und dadurch in ständigem Kontakt mit der Fürstin Fanny Starhemberg. Bei der Machtübernahme durch die Nazi kam sie in große Schwierigkeiten, weil sie mutig den österreichischen Standpunkt vertreten hat. Meine zwei Brüder (beide sind gefallen) waren beim Katholischen Burschenverein. Franz als Kassier. Bei der Machtübernahme wollte er die paar Schillinge Vereinsvermögen in Sicherheit bringen, wurde aber denunziert und eingesperrt. Aber mein damaliger Schwiegervater, Bürgermeister Umdasch, hat über seine Kontakte zum Ortsgruppenleiter Dr. Schedler dafür gesorgt, dass sowohl meiner Mutter als auch meinem Bruder das KZ erspart blieb. Auch später sind noch Anzeigen von Rainbachern gegen meine Angehörigen gemacht worden, die hat er alle abgefangen.

Ich musste zur Luftwaffe einrücken, kam in die Tschechoslowakei an die polnische Grenze. Eines Tages wurde eine feldmäßige Übung angeordnet. Wir fassten scharfe Munition aus und wurden auf LKW verladen. Ein paar Stunden später haben wir die ersten Toten gesehen und eine Menge reiterloser Pferde mit flatternden Zügeln.

...



Hans Stumbauer ©, Reiterlose Pferde, nach Skizzen aus seinem Kriegstagebuch

Ich wurde dann an die Westfront verlegt, kam nach ein paar Ausbildungslehrgängen zum fliegenden Personal und im Range eines Oberleutnants zu einer Wetter-Erkundungsstaffel.

Im besetzten Frankreich lernte ich durch Zufall einen Reichsdeutschen kennen, der wegen eines Nervenzusammenbruchs in einem Sanatorium gelandet war. Er hatte einem Erschießungskommando angehört und die dauernden Bitten der Frauen und Kinder, man möge sie doch leben lassen, nervlich nicht mehr ertragen können. Der Mann war nur noch ein menschliches Wrack.

Was er über die Greuelthaten im Osten erzählte, war furchtbar. War das noch das Werk unserer großen Dichter und Denker? (...)

Von da an hatte ich kein Vaterland und keine Heimat mehr. Ich suchte Kontakt zu Widerstandsgruppen, bekam über Franzosen Verbindung zum ehemaligen österreichischen Botschafter Frankenstein in London. Das war einer der ersten, die österreichischen Widerstand vom Ausland her organisierten. Einem Verbindungsmann in Toulouse habe ich eine Zeitlang Nachrichten gebracht, der sie nach London weitergeleitet hat.

Doch plötzlich ist der Kontakt abgerissen. Der Mann kam nicht mehr. Ich war wieder isoliert.

1943 war dann unsere Einheit vorübergehend am Pariser Flughafen Le Bourget stationiert, als dort eines Morgens ein Sabotageakt am Hitlerstandbild in der großen Halle verübt wurde. Ich hatte nichts damit zu tun, war sehr erstaunt, dass ich in Verdacht geraten konnte, der Täter zu sein, und musste einige unangenehme Verhöre über mich ergehen lassen. Dann erhielt ich gar von meinem Chef, mit dem ich sehr befreundet war, den vertraulichen Hinweis, dass er den Befehl habe, mich unauffällig zu verhaften. Dabei zeigte er mir auf dem Flugfeld die Maschine, die mich nach Berlin bringen sollte. Er gab mir den Freundesrat, ich sollte auf mein Zimmer gehen und mich „standesgemäß“ erschießen. Die Ermittlungen wurden von Zivilbeamten der Gestapo und des Reichssicherheitsdienstes geführt. Ich wurde nervös. Auf mein Zimmer bin ich schon gegangen, habe aber in höchster Eile das Notwendigste zusammengerafft, die Taschen mit Patronen vollgestopft und bin durch ein rückwärtiges Fenster davon.

Die Flucht ist geglückt trotz aller Straßensperren und Versuche, mir den Weg in die Millionenstadt Paris abzusperren.

Ich war nun Deserteur.

Wenn die Menschenjäger hinter einem her sind, diktieren nur die Angst und der Selbsterhaltungstrieb. Nach ein paar Tagen schon entwickelt der Mensch, auf sich selbst gestellt, eine besondere Gabe, Auswege zu finden.

Im französischen Untergrund.

In den folgenden Wochen habe ich mich als U-Boot mehr schlecht als recht über Wasser gehalten und fand mich plötzlich in einem Verbrechersyndikat integriert, dessen führende Köpfe alle Rotspanier aus den Internierungslagern um Perpignan waren. Neben ihren vielfältigen dunklen Geschäften haben sie sich vorwiegend mit einem schwungvollen Schwarzhandel befasst. Das war streng verboten. Die Bevölkerung litt große Not. In Marseille war das Hauptquartier mit einer Schwarzdruckerei, in der für ganz Frankreich alle nur denkbaren Drucksorten hergestellt wurden, vom Frachtbrief bis zu Identitätskarten, Passierscheinen und Reisepässen. Auch Kunstwerke wurden gefälscht. Mein neuer Schweizer Pass mochte wohl auch von dort stammen.

Ich war den Leuten völlig ausgeliefert, machte brav meine Ätzarbeiten mit Eisenchlorid, machte falsche Kunstwerke am laufenden Band und war durch meine genauen Kenntnisse der deutschen Wehrmacht, die ja auch zu ihren Kunden zählte, der Gruppe von Nutzen.

Ein weiterer Geschäftszweig des weitverzweigten Ganovenetzes bestand darin, selten gewordene Luxusgüter wie Kaffee, Schokolade u. a. über die Pyrenäen zu schmuggeln.

Die Waren kamen aus Afrika. Einmal war im Betrieb wenig Arbeit, also versetzte mich mein Boss dorthin in eine Gegend, wo es mehr Maultiere und Esel gab als Menschen. Rundherum war eine stachelige Wildnis, wie geschaffen für den Schmuggel. Als Unterkunft und Lagerraum zugleich diente ein alter Bergwerksstollen.

Interessanterweise profitierten von unserem Schwarzhandel auch ein paar deutsche Offiziere aus höchsten Führungsebenen, welche die teuren Frachten waggonweise nach Berlin verschoben, deklariert als Luftwaffengerät. Vielleicht war das der Grund, warum unser Geschäft nicht aufflog.

Ich habe an die 20 mal die Pyrenäen überquert in einer Kolonne, ein Mann hinter dem anderen, dazwischen die hochbepackten Tragtiere, nur nachts auf steilen Höhenpfaden und durch dorniges Gestrüpp.

Da habe ich mir eine Fußinfektion geholt. Das ganze Bein ist angeschwollen bis zu den Hüften hinauf. Ich wurde nach Toulouse zurückgebracht und zur ärztlichen Behandlung geschickt. Aber der Fuß ist nicht mehr geheilt.

Wahrscheinlich war das der Grund, dass ich von den Rotspaniern an die französische Resistance (Widerstandsbewegung) weitergereicht wurde. Ich musste mich in der Nähe von Besançon melden. Die wollten mich tatsächlich übernehmen, im Range eines Oberleutnants. Aber als Beweis meiner Zuverlässigkeit hätte ich zuerst einen deutschen Urlaubszug in die Luft sprengen sollen.

Ich bin zum Schein auf den Vorschlag eingegangen, aber schon in der ersten Nacht aus der Gegend verschwunden. Da war nichts bei mir zu machen, wenngleich ich mir nun einen neuen, ernstzunehmenden Feind zugezogen hatte und mein gefälschter Pass jetzt so gut wie unbrauchbar war.

Nun blieb als letzter Ausweg nur noch die Schweiz und ich machte mich auf den Weg dorthin.

Flucht in die Schweiz.

Das war ein böser Marsch von Besancon bis zur Schweizer Grenze. Man marschiert nur nachts, das ist sicherer. Wird vom Tau der langen Gräser total durchnässt. Das Schuhwerk trocknet nicht mehr. Für mein Bein war das Gift. Es schmerzte wieder. Ich war so ziemlich am Ende. Aber merkwürdig: Obwohl man weiß, dass der Tod das Endziel ist, wenn es darauf ankommt, meint man immer, es ist viel zu früh zum Sterben und gibt nicht auf.

Nach zwei fehlgeschlagenen Versuchen bin ich dann doch über die Grenze gekommen. In einer finsternen Nacht hat sich jemand knapp vor mir eine Zigarette angezündet. Das fährt einem schon wie ein glühender Draht durch den Leib. Am Morgen konnte ich mich dann überzeugen: Ich war auf Schweizer Boden. Hinter mir lag wie eine schwarze Wand der Jura.

Als erstes wurden meine Waffe und Munition vergraben. Die Schweizer sollten keinen Anlass haben, mich aus diesem Grund zurückzuweisen. Das Säckchen mit den Getreidekörnern, mein Notproviant, brauchte ich auch nicht mehr. Wie gewohnt nur nachts marschierend, in Respektabstand von den Straßen, kam ich unbemerkt bis Yverdon, stellte mich dort beim Bezirkshauptmann und bat um Asyl.

Der Mann war sichtlich betroffen, als er die Entzündung an meinem Bein sah, gab mir 5 Franken und sperrte mich dann in den Arrest. Er sorgte aber dafür, dass sich ein Arzt um mein Bein kümmerte. In der Folge lernte ich als Häftling mehrere Gefängnisse, darunter das Zuchthaus in Lausanne, kennen. Bei den Überstellungen war ich stets von zwei Heerespolizisten eskortiert.

Schließlich brachte man mich nach Luzern zur Überprüfung durch die Schweizer Abwehr. Die Verhörmethoden waren äußerst interessant, sehr fein gesponnen, sie wären mir auf die kleinste Lüge draufgekommen. Der Schweizer Geheimdienst ist wohl der beste der Welt und auch der anständigste. Ich wurde nicht erpresst. Als man mir die Möglichkeit bot, in den Schweizer Geheimdienst einzutreten und ich ablehnte, hatte ich keine Nachteile zu befürchten.

Die Prozeduren dauerten einen Monat. Dann erhielt ich den Status eines Militärinternierten, arbeitete meist in der Landwirtschaft und wurde schließlich „Interniertenlager-Offizier“ in mehreren Lagern, zuletzt im internationalen Straflager Senneberg. Das war eine bevorzugte Stellung. Ich bekam mehr Bewegungsfreiheit und mehr Gelegenheiten, Verbindungen aufzubauen.

Im österreichischen Widerstand.

Längst hatte ich begonnen, mit Vertrauensleuten in allen Lagern eine Geheimorganisation, eine österreichische Legion, aufzubauen. Wir hatten – mit Unterstützung ziviler Schweizer Stellen – sogar einen geheimen Waffenvorrat angelegt. Für den Fall des Einmarsches der deutschen Wehrmacht in die Schweiz hätten wir auf Seite der Schweizer Armee gekämpft.

Die Voraussetzungen für den militärischen Einsatz einer österreichischen Legion wurden durch die politische Lage hinfällig. Hitler marschierte in der Schweiz nicht ein.

Inzwischen hatte sich längst die österreichische Widerstandgruppe O5 profiliert. Die O5 war die einzige große und gut organisierte Widerstandsgruppe mit den eigenen Gesetzen einer Geheimorganisation, mit zahlreichen kleinen lokalen Gruppen in Österreich und in der Schweiz, mit Schutzmaßnahmen und kleinen Zellen bis in die deutsche Wehrmacht hinein.

In der Schweiz gab es Probleme mit dem Neutralitätsstatus. Die ließen sich aber aus dem Weg schaffen, weil die Schweiz um Österreich sehr besorgt war. Sie hatten Angst vor einem eventuell kommunistischen Nachbarn nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches, der sich immer klarer abzeichnete. Deshalb die enge Zusammenarbeit der Schweizer Abwehr mit der O5.

Der Leiter der österreichischen Sektion in der Schweizer Abwehr, Dr. Siegmann, war ein persönlicher Freund des ehemaligen österreichischen Botschafters in London, Frankenstein. Für leitende Führungskräfte der O5 gab es eigene Schulungskurse in Zürich. Bei einem solchen Lehrgang – auf dem Programm stand der Plastiksprengstoff und die Installierung von Abwurfstellen – war ich mit Fritz oder Otto Molden zusammen. Beide waren in Wien schon im Widerstand, ehe der Krieg begonnen hatte und ehe man wusste, wie der böse Alptraum enden würde. Beide gehörten dem obersten Führungsgremium der O5 an. 1944 war Fritz Molden um die Verbindung zwischen den Alliierten und den sich vereinigenden österreichischen Widerstandsgruppen bemüht. Diese hatten eben ihr erstes zentrales politisches Führungsorgan, das „Provisorische österreichische Nationalkomitee“ gegründet.

In den Tiroler Bergen hausten vereinzelt kleine Partisanengruppen, meist Deserteure und Leute, die sich vor der Verhaftung retten konnten. Zum Teil aus Wehrmachtsbeständen schwer bewaffnet, fühlten sie sich so sicher, dass sie gar nicht über die nahe Schweizer Grenze flüchteten. Ich bekam den Auftrag, die Verbindung zu einigen dieser isolierten Gruppen herzustellen. Im Gespräch war eine österreichische Gegenregierung im Paznauntal. Das waren schon Gänge auf Leben und Tod, wenngleich man von Einheimischen auf verschwiegenen Gebirgspfaden geführt wurde.

Schließlich erhielt ich den Auftrag, aus den Interniertenlagern Freiwillige für eine österreichische Partisanengruppe zusammenzustellen und über die Grenze nach Österreich zu führen. Es waren an die 50 Leute. Auch ein paar Unbekannte stießen zu uns. Ich nehme an, es waren Mitglieder der Schweizer Abwehr, die über Funk die Schweizerische Armee über die Ereignisse bei uns und in Österreich auf dem Laufenden zu halten hatten.

Rechtsgrundlage und Richtschnur unserer Unternehmungen war die Erklärung der Moskauer Konferenz vom November 1943, bei der wohl die Möglichkeit besprochen wurde, ein unabhängiges Österreich wieder zu errichten, die endgültige Festlegung aber davon abhängig gemacht wurde, inwieweit *Österreich zu seiner eigenen Befreiung beiträgt*. Wir haben diesen Beitrag erbracht, waren uns aber bewusst, dass nicht jeder Österreicher, schon gar nicht der Soldat in der deutschen Wehrmacht, die Möglichkeit hatte, diesen Beweis zu erbringen.

Die O5 hatte bei der Wiedererrichtung eines unabhängigen, nicht in Ost und West zweigeteilten Österreich einen ganz wesentlichen Anteil. Darüber hinaus darf sie das Verdienst in Anspruch nehmen, dass sie die Verlängerung eines weiteren sinnlosen Sterbens und unsäglichen Leidens der Soldaten, der Kriegsgefangenen und der Zivilbevölkerung verhindert hat.

Der Codename für die Unternehmungen meiner Gruppe in Tirol und Vorarlberg war T2. In der O5 war ich unter dem *Decknamen Oberleutnant Berthold* bekannt und wurde in dem Buch von Molden unter diesem Namen erwähnt. Es war mein vierter Deckname in diesen dramatischen Zeitläufen. Meine richtige Identität war nur der Schweizer Abwehr und den maßgeblichen Stellen der O5 bekannt.“

Unsere Gruppe trug rot-weiß-rote Armbinden mit dem Aufdruck der O5. Jeder hatte von ihr auch einen Ausweis. Obwohl bunt zusammengewürfelt aus kaisertreuen Legitimisten, Christlichsozialen, Sozialdemokraten, ehemaligen Schutzbündlern, Heimwehrleuten, Sturmsharen und Kommunisten herrschte gute Zusammenarbeit und strenge Disziplin.

Wir fühlten uns in erster Linie als Österreicher. Auch ein paar abgesprungene Nazi waren dabei, für die die Desertion aus der deutschen Wehrmacht die einzige Möglichkeit gewesen war, das blutbefleckte NS-System nicht mehr länger zu stützen. Jede Art einer innerparteilichen Opposition hätte für sie die sofortige Hinrichtung zur Folge gehabt.

Als unser Ziel erreicht und Österreich wieder entstanden war, löste sich unsere gemeinsame Klammer. Einstimmig wurde beschlossen, keine eigene Partei zu gründen und auch nicht gemeinsam einer Partei beizutreten. Jeder sollte sich der Partei seiner Wahl zuwenden. Wir teilten unsere Habe, Ausrüstung, Geräte und Waffen unter uns auf, verabschiedeten uns mit einem langdauernden Händedruck und zerstreuten uns dann in alle Winde, als ob wir nie eine Gemeinschaft auf Leben und Tod gewesen wären.

Weil keiner den richtigen Namen des anderen gewusst hat, ist später auch kein Kontakt mehr zustande gekommen.

Dass ich den Fahneneid gebrochen habe, war für mich nie ein Problem. Ab dem Augenblick, da das Deutsche Reich aufgehört hat, ein Rechtsstaat zu sein, hatte es auch keinen Anspruch mehr, dass man den geleisteten Eid einhält.“

Aus:

Schriftlicher Bericht v. 5. 9. 1988, von Prof. Hans Stumbauer, Rainbach, Jahrgang 1911, an den Verleger Franz Steinmaßl